

5. Das Liebesbewusstsein

Unter Verzicht auf jedwede physische oder metaphysische Hypothese wollen wir im Weiteren vom Standpunkt der unmittelbaren Erfahrung ausgehend nach dem Wesen der Liebe fragen. Was verstehen wir im spontanen Verlauf des menschlichen Lebens unter Liebesbewusstsein? Was ist der Sinn und die Funktion der Liebe, wenn es um die Orientierung des Lebens und sein Verhältnis zu seiner Umwelt geht? Die naturalistischen Theorien versuchen, die Dinge zu »erklären«. Unter die Dinge fallen für sie auch die Liebe und das Leben und damit beziehen oder verkürzen sie beide auf andere, unterschiedliche Wirklichkeiten. Sie sagen uns im Grunde nie, was die Liebe an sich »ist«. Da ihre Untersuchungen zeigen, was die Liebe »nicht ist«, bleibt zu erkunden, was ihre wesenhafte Natur ist. In Anbetracht der Tatsache, dass sich die Liebe nicht auf die simple, epiphänomenologische Erscheinung einer vorausgesetzten, untergründigen Wirklichkeit beschränkt, nehmen wir uns im Folgenden vor, aufzuzeigen, was die Liebe an sich und im Gegensatz zu anderen, mehr oder weniger zusammenhängenden, indes wesentlich verschiedenen Wirklichkeiten ist.

Vor allem muss die reichhaltige Polysemie des Wortes Liebe hervorgehoben werden. Von Liebe spricht man mit Blick auf Wirklichkeiten und Beziehungen, die die Gesamtheit des Geschlechtslebens umfassen. Das Wort verweist in der Umgangssprache auf das, was zutiefst mit den libidinösen Begehren und Sehnsüchten verbunden ist. Man spricht von Elternliebe, Nächstenliebe, von der Liebe zur Wissenschaft und zur Kunst, von der Liebe zu Gott. Angefangen bei der bloßen af-

fektiven und effusiven Regung, die sich in allen Formen der Sympathie findet, bis hin zur reinen selbstlosen Kontemplation, die sich in der klassischen Formel der Venus Urania oder in den Wonnen der mystischen Ekstase sublimiert. Die Liebe erscheint immer wieder neu in allen Lebensbereichen und bezieht sich auf alle Ausdrucksformen.

Angesichts der herrschenden Richtungslosigkeit brauchen wir eine genaue Bestimmung, die nicht zu Verwirrung Anlass gibt. Wir wollen daher versuchen, aus den vielen Hinweisen, die in dem Wort Liebe widerhallen und sich kreuzen, einen präzisen unmissverständlichen Sinn zu filtern. Unser Ziel ist es, klar zu bestimmen, was die Liebe, wo immer sie auftaucht und verschwindet, ist. Nur so können wir die Probleme des Liebeslebens genau erfassen.

Formbestimmung: das Liebesbewusstsein

Um unser Ziel zu erreichen, werden wir in einem ersten Schritt eine formale, fast semantische Bestimmung vornehmen. In einem zweiten Schritt fügen wir ein paar beschreibende Ausführungen hinzu, die uns erlauben, den Inhalt des Wortes festzustellen. Im ersten Schritt werden wir unseren Gegenstand präzise umreißen, um inkongruente Aussagen zu vermeiden. Im zweiten Schritt wollen wir versuchen, die Unterscheidungsmerkmale des Liebesphänomens herauszuarbeiten, indem wir diesem ein Volumen, konkrete Umrisse und damit ein Profil geben.

Es sei im Vorhinein angemerkt, dass wir im Folgenden auf keinen der Prozesse des psychophysiologischen Lebens eingehen werden. Die Liebe ist kein Sexualtrieb noch sentimentale Sympathie noch selbstlose Kontemplation, wenngleich jedes dieser Phänomene gelegentlich die Liebe begleiten kann. Es handelt sich nicht um einen psychischen Prozess, noch um eine

mehr oder weniger einheitliche Reihe von Prozessen. Es gibt mannigfaltige Prozesse, an denen die Liebe teilhat oder teilnehmen kann. Die eigentliche Liebesqualität ist in keinem davon ganz enthalten. Im Gegensatz zu den emotionalen oder triebhaften Neigungen, Delirien oder Wünschen, Rausch oder Leidenschaft, erkennen wir in der Liebe eine radikale Bewusstseinshaltung und Lebenseinstellung. Der Liebe ist eigen, dass der Liebende hinsichtlich der geliebten Person oder des geliebten Gegenstandes eine unverwechselbare Haltung einnimmt.

Für uns ist dieser grundlegende Unterschied zwischen einem empirischen Prozess des psychischen Lebens und einer radikalen Bewusstseinshaltung wesentlich. Der psychische Prozess stellt einen komplizierten Ablauf von Phänomenen dar, in dem Tätigkeiten aus den unterschiedlichsten Geistes- und Lebenssphären zusammenfließen, angefangen bei den zartesten des Denkens und Fühlens bis hin zu jenen, die der primären Vitalität am nächsten stehen. Die, welche in stärkerem Maße vorliegt, wird dem Ganzen ihren Stempel aufdrücken, wird bezogen auf den Charakter, Farbe, Nuance richtungsweisend und namensgebend sein. In diesem Sinne sprechen wir u. a. von instinktiven, willentlichen, emotiven, intellektuellen Prozessen, von Urteils-, Argumentations-, Erinnerungs- und Hoffnungsprozessen. In jedem einzelnen davon nimmt mit stärkerer oder schwächerer Intensität die Gesamtheit des psychophysiologischen Lebens teil. Auch dem abstraktesten Denkprozess sind emotive Regungen und Drüsenabsonderungen beigemischt.

Jeder Prozess ist ein kausaler Vorgang, der in Zeit und Raum abläuft und in dem eine Reihe kompliziertester Phänomene auftauchen und verschwinden, sich gegenseitig erzeugen oder behindern, sich in einer mehr oder weniger kohärenten Einheit zusammenfinden und organisieren. Ein Umstand interner oder externer Art leitet den Kausalvorgang ein. Dann weitet sich die Kommotion auf mehr oder weniger weite Zo-

nen des psychophysischen Organismus aus und führt zu einer vitalen Resonanz, die, harmonisch oder unharmonisch, die verschiedensten melodischen Linien in die Zeit einschreibt. Mannigfaltige Figuren und Gegebenheiten reihen und verbinden die Phänomene, geben ihnen eine Struktur und einen Sinn. Der dominierende Faktor bestimmt den Prozess. Trägheit und Zorn, Enthusiasmus und Niedergeschlagenheit, Begierde, Berechnung, Willkür ... sind andere Beispiele dieser Art von Wirklichkeiten.

Die Prozesse laufen ihrerseits im Leben nicht geschlossen und isoliert ab. Die Biologie und Psychologie unserer Zeit haben das erkannt und auf immer präzisere Weise beschrieben. Die Komplexität der Prozesse ist eng mit der Gesamtheit des organischen Lebens verflochten, greift in dieses ein, modifiziert und verwandelt es und wird ihrerseits beeinflusst, geformt, verbogen und ausgerichtet durch die übrigen Aktivitäten, die bei der Bildung einer Individualität beteiligt und maßgeblich sind. Die Gesamtheit des Lebens tritt in jedem Augenblick in Kommmotion. Das verlangt und fordert der Grundsatz der funktionalen Einheit.

In der funktionalen Einheit bringen sich die Prozesse sowie die Faktoren, die sie ausgelöst haben, gegenseitig hervor und verändern sich. Wenn aus der Vielzahl der Funktionen, die indirekt auf sie einwirken, eine hervortritt, ändert sich das Profil des Ganzen und ein Prozess erzeugt einen anderen, der eventuell gegensätzlicher Natur ist. So entspringt der »Liebe« der Hass, dem Verdruss der Enthusiasmus, der Unentschlossenheit der feste Willensentschluss. Das ist keineswegs rätselhaft. Auf gleiche Weise verwandelt sich das Brot in Blut und das Blut in Illusion und Abenteuer, in das wunderbare Geheimnis des Lebens. Um es zu entwirren und zu »erklären«, reicht es aus, ein Gespür für den hochkomplizierten Ablauf der Kausalkette auszubilden und ihm nachzugehen.

Angesichts der vielfältigen Phänomene des menschlichen

Organismus verkörpert das Bewusstsein gewissermaßen einen Faktor unter vielen. Es beeinflusst die Ursachenreihe und wird wie diese immer komplexer. Seine Wichtigkeit variiert je nach Lebenszeitpunkt und Lebensumständen. Es ist oder kann das Ergebnis oder die Initiative, die Wirkung oder die effiziente Ursache sein. Möglicherweise ist das Bewusstsein ein ausgesprochen subtiler und delikater Faktor, »die reinste Blume der Lebenstätigkeit«. Dennoch liegt es nicht außerhalb von ihr, noch ist es grundsätzlich anders als die restlichen Tätigkeiten, die zur Ausbildung einer Individualität beitragen.

Keine der genannten Tätigkeiten verdient ohne Einschränkung die Bezeichnung Liebe. Das Wesen der Liebe ist unabhängig vom empirischen Ablauf der Prozesse, die am Bewusstsein und Leben teilhaben. Die Liebe ist streng genommen kein »Inhalt« des Bewusstseins, sondern eine besondere und permanente Form des Geistes, eine radikale Lebenshaltung, die die Phänomene und Inhalte bedingt und ihnen eine Richtung und einen Sinn gibt.

Es stimmt natürlich, dass die Liebe – die »reine Liebe«, von der wir hier sprechen – in gewissem Sinne ein Phänomen des Bewusstseins ist. Und zwar liegt in der Verwendung des Wortes Bewusstsein ein Missverständnis vor, das es zu erinnern gilt. Das Bewusstsein ist einerseits die »zarte Blume« des Lebens, von der wir weiter oben gesprochen haben. Aber es wird auch deutlich, dass sich das »Phänomen Bewusstsein« – und ich gehe hier nicht auf das Problem seiner mehr oder minder großen Wirkung auf den Verlauf der Existenz ein – nicht im Hinweis auf jene einfache Metapher erschöpft oder sich davon bestimmen lässt. Das Bewusstsein, das Erscheinen von etwas vor einem Subjekt, besitzt eine bipolare Struktur, ist eine Bezogenheit von einem subjektiven Mittelpunkt auf eine objektive Wirklichkeit, anhand der das Subjekt und das Objekt in eine korrelative Position zueinander geraten. Im Bewusstsein und durch das Bewusstsein breitet sich vor mir die leuch-

tende Perspektive der Welt aus. Die objektive Welt ist an ein komplexes Gefüge aus Farben, Klängen, Gerüchen, Formen, Gefühlen, Tendenzen und Impulsen, an Realitäten und Illusionen, an Gutes und Schlechtes gebunden. Mein Lebensumfeld, die Welt, in der ich lebe und die für mich Gültigkeit besitzt, scheint von einem bestimmten Punkt aus geordnet und hierarchisiert, ist diesem zentralen Bezugspunkt untergeordnet, der hell oder dunkel, durchsichtig oder trüb, kalt oder unermesslich groß in einer Gefühlssphäre liegt, die ihm ein Tremolo und die zarte Ferne einer spektralen Wirklichkeit verleiht. Und das Subjekt nimmt bei seinem Gewährwerden eine korrelative Haltung ein. Die Wirklichkeit der Welt ist ihm nicht gleichgültig. Mit Blick auf sie bestätigt oder verneint, bejaht oder verwirft das Subjekt, hält es sich zurück oder gibt sich hin. So werden die dem Bewusstsein und Leben spezifischen, strukturellen Formen oder Typen hervorgebracht. Es ist nicht dasselbe: Ein Leben, das sich nach der Arbeit oder dem Spiel richtet, das ernst oder frivol, aufmerksam oder unaufmerksam, interessiert oder uninteressiert ist. Und zwischen den Formen oder Haltungen, die die Bewusstseinstätigkeit hinsichtlich ihrer Umwelt, einnehmen kann, ist diejenige am radikalsten und entscheidendsten, vielleicht die entscheidendste überhaupt, die sich zwischen der Liebe und dem Groll bewegt.

Es ist richtig, dass diese beiden Stellungnahmen oder Haltungen in gewisser Hinsicht auch teil an den wirklichen, empirischen Prozessen haben, auf diese mit mehr oder weniger Effizienz einwirken und ihnen eine Physiognomie und eine Richtung geben. Anders und grundsätzlicher betrachtet gehen sie den Prozessen voraus bzw. hinterher und bilden die Grundstruktur für den Geist. Der Bewusstseinsstrom verläuft unter einem Gemisch aus Haltungen und Formen. Es ist die Aufgabe der Charakterologie, diese immer neu und in ihrer wechselseitigen dynamischen Abhängigkeit zu bestimmen.

Vielfältige und gleiche, lange und kurze, intensive und

schwache, harmonische und unharmonische, verbindende und gegensätzliche Prozesse verlaufen ungestüm unter dem sanften Bogen des liebenden Bewusstseins. Allein aus diesem Grund werden sie zu anderen und sogar die unterschiedlichsten darunter nehmen die gleiche Färbung an. Die Gesamtheit des Bewusstseins und Lebens erhält eine besondere Ausrichtung. Die Struktur einer Person ändert sich radikal, je nachdem, ob sie von einem liebenden Bewusstsein oder einem nachtragenden Bewusstsein beherrscht ist.

Im Anschluss an das Gesagte lässt sich leicht einsehen, wie unangebracht es ist, das Wort »Liebe« für Prozesse zu verwenden, in welche auf mehr oder weniger entscheidende Weise Phänomene eingreifen, die auf mehr oder weniger zusammenhängende Art mit der Liebeswirklichkeit in Verbindung stehen. Diese unangemessene Verwendung des Wortes Liebe würde zu den schwerwiegendsten Missverständnissen und verwirrendsten Unrichtigkeiten führen. Davon betroffen sind all jene Prozesse, bei denen die affektiven und appetitiven Faktoren (Triebe, Impulse, Tendenzen, Gefühle, Leidenschaften, Sympathien, Antipathien) überwiegen. Die Liebe im eigentlichen Sinne ist an keinen dieser Faktoren gebunden.

Die liebende Haltung ist eine spezifische, irreduzible Wirklichkeit. Auf sie, und nur auf sie beziehen wir uns auf den folgenden Seiten. Es geht darum, die »reine Liebe« zu beschreiben, oder, wenn man so will, das Phänomen der Liebe säuberlich abzugrenzen, ohne auf die wechselhaften Lebensumstände einzugehen, in denen sie erscheint oder verschwindet. Denn das ist die einzige Entität, die auf unmissverständliche Weise diesen Namen verdient. Diese Verwendung knüpft zudem an ihre ruhmreiche platonische Tradition an und ist durch die Geschichte hindurch mit allen »reinen« Verwendungen der Liebe verbunden.

Überfluss des Seelenlebens

Nachdem wir diese Formbestimmung vorausgeschickt haben, wollen wir jetzt versuchen, ein paar typische Merkmale des liebenden Bewusstseins herauszustellen. Es soll dafür ausreichen, diejenigen zu nennen, die die großen Liebestraditionen angeführt haben, wobei wir sie zunächst von ihrem metaphysischen Untergrund lösen und in die Einheit einer kohärenten Lehre bringen wollen. Wir werden das systematisieren, was in den philosophischen Lehren und den mystischen Vorstellungen, den höfischen Traditionen und poetischen Stilisierungen als wesentlich erscheint.

Die dort gefundenen Hinweise lassen sich unseres Erachtens in vier Grundsätzen zusammenfassen: 1. Die Liebe setzt ein reiches Innenleben voraus. 2. Das liebende Bewusstsein nimmt den Sinn und Wert der Personen und Dinge auf das Eindringlichste wahr. 3. In der Liebe ist Illusion enthalten, Transfiguration, *vita nuova* oder *renovata*. 4. Die Fülle der Liebe setzt Reziprozität voraus und deshalb in gewissem Sinne Vereinigung.

Die Vorbedingung für die Möglichkeit einer liebenden Haltung ist der Besitz einer reichen geistigen Fülle. Nietzsches Auffassung zum Trotz ist die Liebe in ihrer authentischsten christlichen Quelle, wie wir gesehen haben, eine Tugend der Starken. Die sogenannte »Sklavenmoral«, und was an dieser richtig ist, hat nichts mit einer auf der Liebe begründeten Ethik zu tun. Der Irrtum entspringt, wie Scheler richtig gezeigt hat, der Verwechslung der Liebe mit einer gewissen vagen Zuneigung oder Sympathie für den Nächsten, und insbesondere für hilfsbedürftige, unglückliche und schwache Geschöpfe. Demgemäß wäre die Liebe gleichzusetzen mit Wärme und Zärtlichkeit, mit der Neigung, fremde Gefühle und Regungen zu teilen und mitzuerleben. Jede liebende Haltung wäre demnach in diesen primären Bewegungen der Vitalität begründet und

alle ihre Formen würden sich genetisch von einer Tendenz ableiten, die im Endeffekt auf das Mitleid und die Frömmigkeit zurückzuführen ist. Daher Nietzsches heftige Diatriben gegen die christliche, an eine Liebeslehre gebundene Moral, deren Verherrlichung der Sanftmütigen und Demütigen, der Armen, Bettler, Notleidenden und im Allgemeinen der Schwachen eine radikale Umkehrung der Werte bedeutete, und die fatalerweise zu einer dekadenten Lebensauffassung und zur Unterwerfung des Vortrefflichen unter das Minderwertige führen würde.

Ohne bestreiten zu wollen, dass diese Eigenschaften und die psychologischen Prozesse, in denen sie vorherrschen, gelegentlich in die liebende Neigung hineinspielen, meinen wir dennoch, dass sie sie nicht ausmachen noch in ihrer wesentlichen Struktur bestimmen. Nichts unterscheidet sich mehr von der Liebe als die biologischen Neigungen von Sympathie oder Mitleid. Für sich betrachtet, können sich diese tatsächlich leicht in krankhafte Gefühle verwandeln, die degenerierten Geistern eigentümlich sind. Aber selbst wenn sie sich gelegentlich mit der Liebe verquicken, sind sie doch nicht damit gleichzusetzen und in gewisser Weise widersetzen sie sich ihr und verneinen sie. Die Liebe ist nicht mit Mitleid zu verwechseln. Andersherum betrachtet erhalten Mitleid und Frömmigkeit nur Sinn und Würde in einem im Vorhinein von Liebe durchdrungenen Bewusstsein. Die Seligkeit der Trauernden ist keine Einladung zu einem universellen Klagelied. Eher noch das Gegenteil, nämlich die Befähigung des liebenden Lebens, selbst in der Klage Glück und Freude zu finden. »Noch im sehnsüchtigen Schmachten findet der Geliebte Wonne und Erhebung« (Lull).

Es ist möglich, dass sich jene Neigungen mit egoistischen Beweggründen, wie dem Kleinmut und der Furcht vor den Schwierigkeiten und Nöten des Lebens, vermengen oder komplizieren, und vor diesen zu fliehen suchen, indem sie sich dem

Nächsten in einer Art gerechter Wechselseitigkeit widmen. Viele der Maximen La Rochefoucaulds stützen sich beispielsweise auf diese Hypothese und führen sie zu ihrer äußersten Konsequenz. Ohne an dieser Stelle eine solche Möglichkeit diskutieren zu wollen, die den Rahmen unserer Fragestellung sprengen würde, ist offenkundig, dass keine dieser Neigungen mit der Liebe verwechselt werden darf. Die Liebe ist etwas gänzlich Verschiedenes und in vielerlei Hinsicht Konträres. Alle Neigungen und durch Sympathie bewirkten Impulse werden in der Seele durch Gefühle und Leidenschaften ausgelöst und gefördert, die wir in den anderen voraussetzen. Sie werden durch Einfluss und Ansteckung erzeugt. Sie kommen nicht aus uns selbst. Wir fühlen uns durch sie mitgerissen. Sie ergreifen und bewegen uns, sie machen uns zugeneigt. Deshalb nennen wir sie Neigungen. Wir sind dabei nicht aktiv, sondern passiv. Sie gehören zur Familie der Passionen. Die Liebe aber ist keine Passion, sondern Aktion. Sie hängt anfangs weder von den Umständen noch den Neigungen der anderen ab. Sie ist Initiative und Spontaneität, reine Hingabe, die keine Belohnung erhofft noch fordert, und ebenso wenig eine Erwidernng. Sie beruht auf einem tiefen Bedürfnis des Geistes, der sich ausdehnt und in der Ausdehnung seine höchste Befriedigung erfährt.

Deshalb bedarf die Liebe des Mutes, der Kraft, Gesundheit und Fülle. Auf der in ihr angelegten, grundlegenden Vitalität wächst die geistige Stärke. Der Geist – die Gesamtheit der Eigenschaften, die sich zwischen den einheitlichen Mittelpunkt unserer Persönlichkeit und die Umwelt stellen, das Gewirr von Gefühlen, Ideen, heimlichen Wünschen, Erinnerungen, Ängsten, Begehren, Hoffnungen ... alles das lässt sich in die Worte einer Beichte fassen – ist die Wirklichkeit, die die Liebe ermöglicht, oder auch nicht. Je nach Beschaffenheit und erreichter Fülle des »inneren Lebens« ändert sich die Haltung des Subjekts gegenüber Personen und Dingen. Es überrascht

daher nicht, dass das Christentum, das diesen Bereich entdeckte, eine in der Liebe verwurzelte Moral hervorgebracht hat.

Die große »Störung« geht in der Tat vom Christentum aus. Sobald es auftaucht, zeigen sich die Dinge im Licht des Geistes und ihre Umrisse werden durch die subtile und furchtsame Auslegung des persönlichen Seelenlebens undeutlich und dunkel. Dem Kosmos wird ein Mikrokosmos entgegengesetzt und in diesem spiegelt sich und hallt die Gesamtheit des Realen und Möglichen. Alles schwimmt und löst sich auf in den Fluten des geistigen Lebens. Dadurch wird uns die Welt verinnerlicht und zu einer intimen, unsagbaren und unübertragbaren Erfahrung. Niemand kann fühlen, was ich fühle, oder erleben, was ich erlebe. Außerhalb meiner Innerlichkeit erscheint die Wirklichkeit der Welt als eine rein »äußerliche« Wahrnehmung, unpersönlich, abstrakt und herrenlos, und die Dinge sind ausschließlich »Dinge«, unbedeutend und gleichgültig. Durch die geistige Erfahrung eigne ich mir diese Welt an, empfinde sie als mir zugehörig, auf das Tiefste mit meiner Persönlichkeit und meinem Schicksal verbunden. Der Geist durchwebt die Gesamtheit unseres Seins und des Seins der Dinge, mit denen wir leben. Wie ein zarter Lichtschein überflutet er uns und wirft uns zugleich über uns hinaus; er ermöglicht uns, in der Welt und durch sie zu leben; er umhüllt und erhebt uns, sondert uns ab und versetzt die ganze Welt in den Bereich der Innerlichkeit. Mein persönlicher Mittelpunkt wird zum Mittelpunkt des Universums und das gesamte Universum schließt sich auf organische Weise meinem Leben an. Die »äußere« Wirklichkeit ist in einer hypothetischen Ferne verortet. Sie verliert buchstäblich ihre Wirklichkeit. Allein durch den Geist, der sie bindet und erfüllt, wird die Welt sinnvoll. Die Dinge verquicken sich mit den Personen. Außerhalb der persönlichen Erfahrung verrinnen sie zu reinen Symbolen möglicher Erfahrungen. Die Innerlichkeit wird in einem unabhängigen Universum gebildet, das befähigt ist, das ganze Leben

aufzunehmen und sich dynamisch auf die Personen und Dinge zu projizieren.

Dieser Bezirk ist in seiner höchsten Sublimierung die Seelenburg oder die innere Wohnung, von der die Mystik spricht. Allein dieser Bezirk ermöglicht es uns, in uns selbst zu leben und in unsere Innerlichkeit die Gesamtheit der Dinge hineinzunehmen. Das Maß an Verinnerlichung und entsprechender Hingabe hängt von der Stärke des geistigen Lebens ab. Eine starke Seele hat Raum für alle Dinge. Ein kleinlicher Geist lebt in seiner eigenen Leere. Je größer die Innerlichkeit, desto befähigter ist sie zur Erweiterung. Je enger die Innerlichkeit, umso verschlossener ist sie. Die kleinliche Seele geizt mit dem Wenigen, worüber sie verfügt, und da es ihr an Speisung mangelt, stirbt sie an Dürftigkeit. Die großmütige Seele gibt, was sie besitzt; mit unbändigem Hunger verschlingt und assimiliert sie alle Dinge. In der geringsten, unbedeutendsten ihrer Bewegungen ist die ganze Welt enthalten. »Denn, wer hat, dem wird in Fülle gegeben; wer aber wenig hat, dem wird noch das Wenige genommen.«

Nach diesen Ausführungen wird man leicht verstehen, warum die Fülle und geistige Stärke so wichtig für die Umsetzung eines von Liebe durchdrungenen Lebens sind. Die Liebe setzt Fülle voraus. Nur wer über ein Übermaß an geistigem Leben verfügt, kann geben. Seine Überfülle zeigt sich im Bedürfnis der Weitergabe. Er schüttet sich über die Personen und Dinge aus, weil er übermäßig viel mit sich führt. Es handelt sich hierbei nicht um eine gezwungene Liebe oder eine Verpflichtung, sondern um einen inneren Anspruch, um eine aus dem eigenen Reichtum resultierende Notwendigkeit. Das ist kein Opfer, ja nicht einmal eine Anstrengung, denn es geht um die Ausübung einer normalen Funktion. Der Geist gibt von seiner eigenen Substanz ab, weil die Quellen des Lebens reichlich sprudeln und das Fassungsvermögen des individuellen Bereichs sprengen.

Daher ist die Liebe für den wahren Liebenden niemals Tugend noch Verdienst; daher die strahlende Freude der Liebe. Ihre Großzügigkeit ist Spontaneität. Wer übersatt ist, dem ist die Selbsthingabe ein unerschöpflicher Quell der Freude und Befreiung. Dem plethorischen Geist wird die Liebe zu einem Imperativ der eigenen Vitalität.

Den zentripetalen und reaktiven Tendenzen, die der primären Sympathie eigen sind, stellt er eine zentrifuge und expansive Haltung von Weitblick und Souveränität entgegen. Die Liebe ist Krieg und nicht Frieden. Das liebende Bewusstsein ist ein imperiales Bewusstsein, was ebenfalls die Wurzel der Selbstlosigkeit ist. Abgesehen von den Einschränkungen, die wir im Weiteren aufzeigen werden, ist sie nicht am Verhalten der Personen oder Dinge »interessiert«. Ihr einziger Wunsch ist es, spontan das eigene Leben zu leben, ohne sich um das Verhalten der anderen zu kümmern. Sie gibt sich aus, weil sie überfließt und nichts braucht oder verlangt. Weder wünscht noch empfängt sie etwas, noch verwaltet oder zählt sie. Weil sie machtvoll ist, vermag sie sich ohne Verlust, ohne Rückhalt und Geiz zu verschenken. Solcherart ist die schöpferische Tugend der Liebe. Im analogen Sinne spricht Augustinus von einer Schöpfung durch Liebe. Die Schöpfung ist das Ergebnis der göttlichen Liebe. Gott erschafft die Welt aus dem Überfluss seines Seins, aufgrund seiner eigenen Fülle und Vollkommenheit. Die künstlerische Schöpfung entspricht einem identischen Bedürfnis. Die Liebe ist ein Dämon, sagt Diotima. Mit größerer Genauigkeit ließe sich sagen, dass die Liebe wahrhaftig Dichter und Schöpfer ist.

Wie Gott so ist die Liebe in der Welt Fülle, Übermaß, Macht, schöpferischer Impetus, heitere Freude, Krieg und Eroberung der Dinge durch Selbsthingabe. Der liebende Geist durchwandert die Wege des Lebens und schüttet über die Personen und Dinge – hohe und niedrige, gute und schlechte, »Juden und Heiden« – die Fülle des inneren Lebens aus. Über-

schwänglich empfindet sie die eigene Kraft, sammelt in sich das ganze Leben sowie die Gesamtheit der Dinge und unterwirft sie ihrer Herrschaft ohne Streit noch Gewalt. Die Welt bleibt in ihrer eigenen, spezifischen Wirklichkeit intakt. Nichtsdestotrotz erfährt die in der strahlenden Liebe wohnende Wirklichkeit eine vollständige Wandlung, ohne ihr Selbst preiszugeben. Um sie zu verwandeln, muss die Liebe sie nicht berühren. Ihre alleinige Gegenwart erleuchtet die Wirklichkeit und bringt sie in die Fülle ihres Seins.

Die Offenbarung vom Wert und Sinn der Dinge

Hier finden wir schon ein erstes Merkmal, eine Bedingung, ohne die sich kein liebevolles Leben führen lässt. Es gilt, an dieser Stelle nachzuhaken und zu schauen, welche Wirkung die Ausstrahlung des liebenden Bewusstseins auf die Personen und Dinge ausübt. Was geschieht, wenn sich ein plethorischer Geist uneigennützig über sie ergießt? Wie zeugt eine Person einen Kosmos in ihrem Umkreis und wie kommt es zur wunderbaren Verwandlung, die die Dinge in Gegenwart der Liebe erfahren? Nach dem bisher Gesagten wird deutlich, dass es sich nicht um eine kausale Hervorbringung handelt bzw. handeln kann. Die Liebe lässt den Geliebten intakt. Sie ändert ihn nicht und versucht das auch nicht. Sie behandelt ihn mit Respekt und Ehrfurcht. Sie liebt ihn um seiner Wirklichkeit selbst, mit allen seinen Tugenden und Fehlern. Dennoch: Da die Liebe keine »reale« Kraft ist, die in die Welt eingreift und sie verändert, indem sie Dinge in andere Dinge umwandelt, ist klar, dass sie nichts anderes sein kann, als eine ideelle Projektion, eine geistige, vergegenwärtigte Aktion, anhand derer eine virtuelle, abwesende und unbewusste Wirklichkeit im Bewusstsein und Leben aktuell und patent wird. Dieses zweite Merkmal der Liebe wurde ausführlich von Scheler beschrieben. Wir

werden es daher im Weiteren nur kurz und mit leichten Abwandlungen beschreiben.

Damit es zur Offenbarung kommen kann, ist das Vorhandensein eines plethorischen Lebens eine notwendige, aber nicht ausreichende Voraussetzung. Die geistige Fülle kann fehlgeleitet werden. Sie kann sich auf unterschiedliche Weise über die Dinge legen. Damit aber die Liebe ihre volle Kraft entwickeln kann, muss sich der Geist auf ganz besondere Art über die Dinge ergießen.

Aufgrund der Gegenwart der Liebe durchläuft die Person oder das Ding, auf das sich der Blick des Liebenden richtet, eine wahre Transfiguration. Der liebende Blick sieht in den Personen und Dingen Eigenschaften und Werte, die dem gleichgültigen oder nachtragenden Blick verborgen bleiben. Jedes Seiende besitzt neben den oberflächlichen Merkmalen, die dem Betrachter sofort ins Auge fallen, eine Unmenge von guten oder schlechten Eigenschaften, die in ihm verborgen liegen, und dazu noch viele andere, die, auch wenn sie sich nie verwirklicht haben, eines Tages möglicherweise zum Vorschein kommen und seine innere und äußere Physiognomie total verändern. D. h. in jedem Seienden ist etwas aktuell und patent und etwas virtuell und latent. Und unter allen Eigenschaften und Werten, die eine Person oder ein Ding besitzt – seien sie oberflächlich oder tiefgründig, virtuell oder aktuell –, gibt es gute und böse, bessere und schlechtere, verabscheuungswürdige und ausgezeichnete.

Der liebende Blick erkennt im geliebten Sein die Gesamtheit der Eigenschaften und Werte, die ihm eigen sind, und rückt jene ins Licht, die eine Qualität oder einen höheren Wert besitzen. Es ist ihm darum bestellt, diese Qualitäten und Werte zu verstärken und zu sublimieren, alles andere in ihren Dienst zu stellen und aus der Unvollkommenheit, wenn nötig mit Nachdruck, Vollkommenheit zu machen.

Die Liebe ist daher Klarheit und Licht. Sie fördert die ge-

heimen Perfektionen im geliebten Wesen ans Licht und nimmt seine aktuellen und virtuellen Werte als Einheit wahr. Die Liebe ist Erleuchtung, Betrachtung und Würdigung der Vorzüge eines Wesens; sie ist Anziehungskraft und vehemente Neigung, an diesen Vorzügen freudig teilzuhaben, und es ist ihr Entschluss und ihr Bestreben, diese zum höchsten Grad ihrer Vollendung zu führen.

Damit gerät das ganze Leben in eine Aureole aus Licht. Alles bekommt eine Qualität und strahlt zurück. Die geliebte Person oder das geliebte Ding und die ganze Welt im Umkreis organisieren ihre Gegenwart im Bewusstsein und im Leben der bedingungslosen Unterwerfung des Niedrigen unter das Nächsthöhere, des Wertlosen unter die höchsten Werte.

Deshalb ist die Liebe Sehertum. Sie sieht in den Personen und Dingen, was dem gleichgültigen nachtragenden Blick verborgen bleibt. Allein aus diesem Grund ist das Wissen aus dem Geist der Liebe möglich, und daher steht die intellektuelle Vernunft in enger Abhängigkeit zur Herzensvernunft.

Die sprichwörtliche Blindheit der Liebe bedeutet nichts anderes, als das Absehen von den negativen oder niedrigen Werten und die Unterwerfung und Unterordnung dieser unter das herausgestellte Profil der bemerkenswerten, positiven Werte. Selbstverständlich darf man die Liebe nicht mit der gelegentlichen Einfältigkeit bestimmter Haltungen oder krankhafter Neigungen verwechseln. Die Liebe schließt nicht die Augen vor den Fehlern oder negativen Eigenschaften eines Seienden. Ganz im Gegenteil, sie stellt sie sogar heraus und manchmal sogar mit schmerzlicher Hellsichtigkeit. Aber sie werden von ihr immer untergeordnet und in den Dienst von etwas Höherem gestellt. Blind sind allenfalls die natürlichen Bewegungen, die der Libidotrieb auslöst, wie auch allgemein und vielleicht grundsätzlich alle »natürlichen« Energien. Die Liebe ist nicht blind. Sie sieht die Mängel, aber es ist ihr darum getan, diese zu beheben, und zudem glaubt sie an die Möglich-

keit ihrer Auflösung. Sie betont die positiven wertvollen Seiten der Dinge und wirft deren Licht auf ihre mangelhaften oder verkümmerten Aspekte, absorbiert und zerstreut sie, indem sie sie in den Dienst jener stellt. Das ist die klassische Bewegung des Nichtseins zum Sein; vom Eros des Sokrates, den es vom Wenigen zum Mehr drängt und treibt, und von dem, was keinen oder einen geringen Wert besitzt, zu dem, was ihn in höchstem Grad besitzt; eine ewig unbefriedigte Macht, die sich auf die Wirklichkeiten der Welt wirft und sie in leuchtendes Licht hüllt.

Goethe hat gesagt: »Ich gehöre zu den Menschen, die vom Dunkel zum Licht streben.« Das ist der unstillbare Imperativ des Lichtes. Der in die Dinge verliebte Geist vermag sich nicht mit ihrer Unvollkommenheit oder ihrem Verfall abzufinden, führt sie zum Reich der reinen Werte und durchdringt sie mit seiner Gnade; wie der in der Erde verwurzelte Mensch sein Antlitz dem Himmelreich zuwendet.

Die liebende Illusion

In enger Verbindung zu dem gerade Ausgeführten hat man die Liebe aus unterschiedlichen Blickwinkeln als eine phantasmagorische Macht beschrieben, die Personen und Dinge verändert und deformiert. Die Liebe würde, so heißt es, die reale Welt durch eine illusorische Welt gespenstischer Fantasien ersetzen. Das ist die Vision des Sehers, die »Idealisierung« des Dichters, der uns von der Wirklichkeit entfernt und in die Gegenwart der Illusion rückt.

In einem gewissen Sinne, den wir noch näher bestimmen werden, ist es richtig, dass die Liebestätigkeit die Dinge in den Dienst einer Illusion stellt und die Wirklichkeit mit Mythen füllt. Durch die Liebe wird die Gesamtheit der Wesen und Handlungen einem Ideal untergeordnet und in seinen Dienst

gestellt. Wir wollen aber zunächst festhalten, dass obige Behauptung unter dem Anschein einer unmittelbaren Evidenz die oberflächlichste Banalität verbirgt.

Indem man diese Behauptung mit negativer Wertung macht, setzt man die Existenz einer für alle Personen identischen Welt voraus, die gleichförmig und gleichweit entfernt ist, sicher und in ihren Grenzen festgelegt, und die jederzeit einer eventuellen unpersönlichen Prüfung unterzogen werden kann. Im Gegensatz zu dieser realen, konsistenten Welt würde die Liebe eine andere, mit Gespenstern und Illusionen angefüllte Welt vortäuschen.

Diese Behauptung ist eindeutig falsch. Die »objektive« gleichgültige Welt entspricht keineswegs der Wirklichkeit. Es gibt sie nicht, und es lässt sich zudem nur schwer denken, was sie bedeuten könnte. Vielleicht gehört sie zur mageren Vorstellungskraft des Gemeinns und nährt sich von Topoi und banalen Fiktionen, die zwar banal, aber dennoch Fiktionen sind. Das Universum, das uns über die persönliche Erfahrung gegeben wird – das einzige Universum, das uns tatsächlich zugänglich ist –, ist keine unbewegliche Wirklichkeit, sondern eine plastische Existenz, die innerhalb der Zeit verläuft und die sich in mannigfaltige Perspektiven und Dimensionen ordnet und gliedert. Es ist nicht leicht, mit Präzision von einer Erfahrungs»welt« zu sprechen. Die Welt ist wesentlich Interpretation, Blickpunkt, Projektion. Angesichts der vieldeutigen biegsamen Gesten der Dinge etablieren das Bewusstsein und das Leben eine Legalität, eine Ordnung und eine Hierarchie. Die Wahrnehmung vermittelt uns nur einen Bruchteil der Dinge. Das haben wir weiter oben gesehen. In ihr ist, wie es die Psychologen nennen, fast alles »Apperzeption«, Virtualität, Hintergrund. Die sensorischen Inhalte reihen sich auf den subtilen unsichtbaren Fäden, die ihre Stellung zueinander festlegt und ihnen eine Objektivität, eine Form und einen Sinn gibt.

Zwischen den vielfältigen Interpretationsmöglichkeiten muss die angemessenste gewählt werden, diejenige, die am besten dem Sein und dem Wert der Dinge unter bestimmten Umständen entspricht. In der Auswahl und Unterordnung der anfangs wirren Erfahrungen und bis zur Ausbildung eines hierarchisch geordneten Kosmos ist die Haltung ausschlaggebend, die das Bewusstsein und das Leben bezüglich der Wirklichkeit einnehmen. Und was die möglichen Haltungen des Bewusstseins hinsichtlich der Welt betrifft, ist die liebende Haltung vielleicht die bedeutendste. Die Dinge wandeln sich grundlegend in ihrem Sein und Wert, je nachdem, ob sie vom Lichtstrahl des liebenden Bewusstseins oder des nachtragenden Bewusstseins getroffen werden.

Man wird vielleicht von einer »normalen« Interpretation sprechen. Aber dieses Wort ist wie wenige sonst vage und missverständlich. Was bedeutet eigentlich normal? Handelt es sich hierbei vielleicht um das Ergebnis einer minutiösen Messung, einer sorgfältigen Pro und Contra Abwägung? Oder handelt es sich einfach um einen gerechten, kompromisslosen Mittelwert, d. h. eine nichtssagende banale Deutung, die vermittle der Unterdrückung jedweden Interesses, jedweder unterschiedenen Bejahung oder Verneinung zustande gekommen ist? Ungeachtet der Tatsache, dass, ganz gleich wie nichtsagend und banal sie sei, auch sie nur *eine* Interpretation unter vielen ist – welchen Sinn kann eine solche kompromissbereite Welt haben? Jemand muss entscheiden, wann etwas gerecht ist. Wer, wann und wie? Und was genau ist das Gerechte und wo liegt die exakte Mitte? Welches ist – unter den möglichen – dieses Mittelding, dieses schöne Ideal der Vulgarität und Mittelmäßigkeit? Oder muss darüber abgestimmt werden? Schon Descartes stellt zutreffend fest, dass die *pluralité de voix* niemals ein Kriterium für die Wahrheit sein kann.

Die hundertjährige Eiche, die in meinem Sichtfeld liegt, vermag trotz ihrer scheinbaren Einfachheit die verschiedens-

ten Deutungen hervorzurufen und entsprechend die verschiedensten objektiven Inhalte. Ihre vermeintlich identische »Wirklichkeit« erweist sich als wesentlich unterschiedlich, je nachdem, ob sie z. B. der Jäger, Schreiner, Sommerfrischler oder der Verliebte betrachtet. Der Jäger benutzt den Baum wahrscheinlich als Ansitz für die Pirsch. Der Schreiner sieht darin Bretter, Leisten, Gerüste ... Baumaterialien. Der Sommerfrischler betrachtet ihn als einen Teil der Landschaft oder als einen willkommenen, erfrischenden Schattenspender. Vielleicht sind in seine Rinde »die Initialen der Verliebten, Zahlen, die Daten sind« eingeritzt. Dieselbe Frau kann dem Dichter eine Muse sein, dem Bürgersmann eine fleißige Gattin, dem Don Juan ein endloser Anlass zum Abenteuer, dem Schurken ein Lustobjekt ... Je nachdem welcher Blickpunkt und Wert die Deutung der Dinge leiten, sind die Dinge so oder so. Natürlich ist in der Interpretation nicht alles Freiheit und noch weniger Beliebbarkeit. Die Werte, die das Bewusstsein aus dem Erfahrungsinhalt herausstellt, gehorchen immanenten Gesetzen. Auch das liebende Bewusstsein verfügt über solche Gesetze. Und der Geist kann mit diesen übereinstimmen, sie nicht kennen oder verwerfen. Aber die Eventualität eines Irrtums ist nicht auf die Liebe beschränkt. Jede Haltung – ob liebend, nachtragend oder gleichgültig – kann Anlass zu Irrtum, Illusionen oder Wahnvorstellungen geben.

Typisch für die liebende Illusion ist, dass sie hinsichtlich einer beliebigen Wirklichkeit – Baum oder Frau – versucht, die größtmögliche Menge von Perspektiven, aktuellen Werten und Tugenden anzuhäufen und zu retten, indem sie sie solchermaßen organisiert und unterordnet, dass sich die niedrigen jederzeit im Dienst der höheren befinden. So bringt sie den grenzenlosen Reichtum jedes Teilstücks der Wirklichkeit und die gesamte Wirklichkeit in höchste Strahlung. Sie verwirft nichts, noch verneint sie etwas. Ihr ganzes Sein ist Bejahung. Und indem sie alles bejaht – Brett und Rast, Muse

und Vergnügen –, legt sie an erste Stelle, was in Wirklichkeit das Höchste ist.

Es ist zweifellos so, dass die Liebe eine Illusion ist. Aber das Wort Illusion ist mehrdeutig. Einerseits bedeutet es eine »bloße Illusion«, das trügerische Bild, das die Wirklichkeit ersetzt oder verformt. Andererseits meint es Ansporn, Hoffnung, Sehnen, Glaube. In diesem Sinne spricht man von einem Leben voller Illusionen oder einem illusionslosen Leben. Und ein Leben voller Illusionen ist nicht unbedingt oberflächlich und falsch. Schon Platon hat verkündet, dass sich die wahre Wirklichkeit in den »Visionen« – Ideen – befindet und dass das ganze Wissen darin besteht, zu erkennen, was angemessene Visionen sind. Daher die Funktion des »Mythos«. Ohne diese schöpferische, poetische Fähigkeit des liebenden Geistes gäbe es keine sinnträchtige Wirklichkeit oder Natur.

Die Liebe bringt Mythen hervor, füllt die Wirklichkeit mit Symbolen und erschließt in ihr neue Wege. Sie wirft auf die geliebte Person oder das geliebte Ding einen hellen Schein, der diese erhöht und ihre unversehrte Reinheit hervorbringt. Solcherart ist die Illusion der Liebe. In diesem Sinne ist der Künstler und der Mensch im Allgemeinen ebenfalls Schöpfer oder Wiederschöpfer der Natur. Die Kunst und sogar das ganze Leben entwickeln die »Wirklichkeit« – Bild, Sonate, Gedicht ... den Lauf des gesamten Lebens – und verleihen ihr die Kraft der Kontemplation. Anhand der Illusion bringt die »Wirklichkeit« der Welt eine höhere Wirklichkeit hervor. Die Farben, die dazu dienen, die *Mona Lisa* zu malen, hätten gleichfalls dazu dienen können, eine Bank zu streichen. Einen ähnlichen Läuterungs- und Aufstiegsprozess erfuhren die Worte mit Hilfe des Stils. Die Worte erheben und entzünden sich. In dem Maße, wie sich der liebende Blick auf die verschiedenen Bereiche der Wirklichkeit legt, erhöht er sie durch seine Gegenwart. Die höchste Liebe, die Liebe Gottes bringt schließlich alles auf eine strahlende Ebene, in der alle Dinge sichtbar

werden und ihr eigenes Wesen offenlegen. Das »Natürliche« wird zu einem Bereich des Übernatürlichen. Das Wunder tritt in Erscheinung. Alles wird zum Wunder. Das Brot und der Wein verwandeln sich in Fleisch und Blut, das Fleisch und Blut in leuchtendes Denken und unstillbares Sehnen.

Der Groll zerstört die Mythen und Symbole, versperrt die Wege und lässt die Wirklichkeit nicht zum Ausdruck kommen. In seiner Gegenwart verlieren die Wirklichkeiten ständig an Höhe und lösen sich schließlich auf. Der Groll sticht in die Luftblasen der Illusion, die daraufhin zerplatzen und zusammenfallen. Die Wirklichkeit trocknet aus und bricht. Die Dinge verlieren die Gnade und mit ihr die Möglichkeit der Offenbarung. Nichts spricht mehr und nichts sagt uns mehr etwas. Alles wird unbedeutend, stumm und grau. Wenn der brennende Sinn der Worte und Dinge, die bezeichnen, zerstört ist, wird es unmöglich, etwas zu verstehen oder zu deuten, noch sinnträchtige Worte auszusprechen.

Daher steht die Funktion des Hasses im Dienst der Liebe. Er ist der Zorn Gottes, das mythologische Feuer der Läuterung. Die in Gemeinplätze verkehrten, gefallenen Mythen legen sich auf die Wirklichkeit wie eine Kruste und sind ein Hindernis und eine Hürde für die schöpferische Aktion der Liebe. Das ist die Anbetung der Idole, das Pharisäertum. Demgegenüber ist der Hass eine Funktion der Liebe. Seine zerstörerische Macht sprengt die Schranken, macht die Wege frei und verleiht der Liebe Wirksamkeit und Fruchtbarkeit. Man vergesse nicht, dass Dantes Hölle eine Schöpfung der Liebe Gottes ist.

Diese Interpretation enthält keine eigentlich subjektivistische These. Das wäre sie, wenn die Illusion, um die es sich handelt, die Gegenwart einer illusorischen und falschen Wirklichkeit wäre. Wir haben schon gesehen, dass das nicht der Fall ist. Nur ein Leben mit Illusionen ist wirkliches Leben. Illusion und Leben vermischen sich und neigen dazu, eine Einheit zu bilden. Wer über viele Illusionen verfügt, besitzt die Fähigkeit,

den ungeheuren Reichtum an Werten und Potenzialen der Welt zu entdecken und zu erkennen. Ohne Illusionen zu leben, bedeutet, den Sinn für Werte und Dinge zu verlieren und die Wirklichkeit der Welt auf die magere Dürftigkeit der Gemeinplätze zu beschränken. Wiederum ist das liebende Leben Kraft, Fülle, Illusion. In ihm und durch es werden die Reichtümer der Welt unerschöpflich und die Sehnsüchte unersättlich.

Natürlich ist es möglich, dass der rettende Impetus, vielleicht beim Strukturieren, etwas verformt und nicht genau die hierarchische Figur der Wirklichkeiten und Werte wahrnimmt. Diese Möglichkeit hängt mit der Beschränktheit der menschlichen Natur zusammen. Jede Perspektive ist mangelhaft, jeder Blick mehr oder weniger schematisch und partiell. Grundsätzlich jedoch fügt er weder etwas hinzu, noch deformiert er etwas.

Was der liebende Blick entdeckt und offenbart, ist vorhanden. Er hat Visionen, nicht »bloße Visionen«. Der Wille, die Visionen auf »bloße Visionen« zu verringern, und die Ideen auf »bloße Ideen«, ist eben dem nachtragenden Geist eigen. Der Liebe ist diese Perspektive nicht unbekannt, denn auch in ihr haben der Mangel und das Ungenügen Platz. Aber sie sind ihr nicht wesenhaft. Hinzu kommt, dass sie in den Dingen das sieht, was ohne ihre Hilfe nicht sichtbar würde.

Neues oder erneuertes Leben

Daraus ergeben sich wichtige Konsequenzen für das Verständnis und die Interpretation der Welt. Den Erfahrungswirklichkeiten gegenüber lassen sich zwei Haupthaltungen einnehmen, die diametral entgegengesetzt sind: die liebende Haltung und die nachtragende Haltung, die bejahende und die verneinende Haltung, die eine rettet alles, während die andere alles zerstört. Aus der ersten leitet sich eine aufsteigende

und schöpferische Dialektik ab; aus der zweiten eine absteigende und zerstörerische.

Erstere stellt in der Welt die positiven Werte heraus, ordnet und koordiniert sie, stellt sie in den Dienst von etwas und in ein Bezugssystem, unterstellt sie einer Sache, die eine eigene Konsistenz und einen eigenen Wert besitzt. Eine von Liebe beseelte Interpretation rückt alles in den Vordergrund. Die Welt richtet sich auf und steht auf eigenen Füßen. Selbst das Unbedeutende erlangt Wert im Dienst des Bedeutsamen und sogar das Widerliche und Abstoßende – der Mist steht im Dienst der Früchte, die Ausscheidungen im Dienst einer Person, ihrer Unternehmungen und Ideale.

Aus Sicht der Liebe erhält alles seine Würde: das Vergnügen und die Körperorgane, und in Bezug auf die geschlechtliche Liebe, die Organe und die sexuelle Tätigkeit sowie ihre, aus gleichgültiger Sicht, unerquicklichsten Funktionen. Alles stellt sich aus Liebe in den Dienst einer Person oder in den Dienst einer persönlichen, geistigen und edlen Beziehung. Die Person – unübertragbare Originalität, heilige Innerlichkeit, geistiger Sinn – verleiht den untergeordneten Elementen, die mit ihrem Schicksal verbunden sind, Sinn, wie auch der Gesamtheit der psychophysiologischen Funktionen, die ihre Grundlage bilden, darin eingeschlossen u. a. die Geschlechtsorgane und ihre Tätigkeit.

Natürlich lassen sich die Blumen und Früchte des Gartens über die Exkremente deuten, die ihnen Nahrung geben, und der liebende Blick über die Mechanismen der Körpersekretionen. Das ist dem nachtragenden Blick eigen. Der nachtragende oder gleichgültige Blick stellt das Höhere in den Dienst des Niedrigen, womit Ersteres vernichtet wird. Wird die Person z. B. in den Dienst des Vergnügens gestellt, dann verschwindet sie als solche und wird zu einem simplen »Objekt« des Vergnügens. Das ist der Groll, die ewige Verneinung – der Geist des Mephistopheles, der ewig verneint, im Gegensatz zum

schöpferischen Impetus der faustischen Kraft. Mit sarkastischem Gestus vernichtet er die Welt. Er stellt allem das Nichts voran, die in jedem Ding verborgene Bedeutungslosigkeit, und auf das Nichts bezogen deutet er alles Übrige. Die Blume und die Frucht werden zu Mist und das ganze Leben zu Sekretion. Werden die Personen ohne Liebe betrachtet, dann lösen sie sich auf, und damit der Sinn der Dinge und das Profil der Wirklichkeit. Die Welt schrumpft zu einem staubigen Chaos.

Die Wirklichkeit, obschon sie sich gleich bleibt, wird durch die Liebe und den Groll radikal verändert und in eine andere verwandelt. So wie auch das Kornfeld sein Äußeres verändert, je nach Wind und Witterung. Die Zeichnung derselben geometrischen Figur kann konkav oder konvex erscheinen, je nachdem, wie der Blick des Beschauers darauffällt.

Am Ende von Platons *Gastmahl* sind nur mehr drei Zecher wach: Aristophanes, der die Komödie symbolisiert; Agathon, der die Tragödie darstellt, und Sokrates, der die Philosophie vertritt. Die ersten beiden werden von Müdigkeit übermannt und sind nah daran, einzuschlafen. Allein Sokrates bewahrt vollkommene Klarsichtigkeit. Gegenüber dem heroisch-hehren Ideal, das in die Tiefe stürzt, und der komischen Zergliederung des Lebens, versinnbildlicht die Philosophie die höchste Versöhnung. Ohne sich auf das eine oder andere zu beschränken, vereint die liebende Tätigkeit – die dem *philosophischen* Leben wesenhaft ist – beide in sich und stellt in ihrer Fülle die Gesamtheit des Lebens und der menschlichen Seele dar. Francisco Giner hat gesagt, dass das Leben weder tragisch noch komisch ist; es ist nur ernst. Allein wer das Leben mit Liebe betrachtet, kann es ernst nehmen.

Vielleicht wird man einwerfen, dass auch der Hass den Blick schärft und uns erlaubt, die Dinge zu sehen, die ohne ihn unbemerkt bleiben würden. Demgemäß wäre auch der Hass mit seherischen Fähigkeiten ausgestattet. Wir haben

schon gesehen, in welchem Sinn der Hass eine Funktion der Liebe sein kann. Man beachte jedoch, dass in der Gegenüberstellung von Liebe und Hass beide Funktionen weder dieselbe Ebene belegen noch denselben Rang innehaben. Der Groll verhindert und verwirft rückhaltlos die liebende Möglichkeit. Ganz anders steht die Liebe zum Hass: Sie schließt ihn in ihren Bereich ein, stellt ihn in ihren Dienst, und allein aus diesem Grund absorbiert und zerstört sie ihn. Ähnlich wird das Böse durch die alleinige Gegenwart des Guten vernichtet. Der Imperativ, das Böse in der Fülle des Guten zu ertränken, verfolgt dasselbe Ziel. Nicht anhand von Konfrontation und Verneinung vernichtet das Gute das Böse – jede Verneinung fördert den Groll und Hass –, sondern durch Überwindung und Integration.

Auf diese Weise enthüllt die Liebe der Seele ein anderes Leben, ein wahrhaft neues oder erneuertes Leben, und durch ihre Gegenwart wird das gesamte Universum erleuchtet und verwandelt.

Gegenseitigkeit. Verschmelzung

Die drei Charakteristika, die wir gerade hervorgehoben haben, leiten sich bekanntlich von den drei großen klassischen Liebesauffassungen ab. Die Fülle des geistigen Lebens ist der christlichen Tradition wesenhaft. Die hierarchische Ordnung der Wertewelt geht auf die hellenische Liebe zurück. Die liebende Illusion taucht schon in den primitiven Mythen auf und fließt über die höfische Lyrik und die Ritterromane in alle Formen der sogenannten romantischen Liebe ein. Wenngleich dem Anschein nach gegensätzlich, haben sie sich nicht nur als vereinbar, sondern sogar als komplementär erwiesen, sodass jede einzelne die andere beiden benötigt und sie gemeinsam die Kernelemente einer einzigen Definition bilden.

Die oben genannte vierte Charakteristik – Vereinigung, Reziprozität – ist gleichfalls ein klassischer Faktor aller Formen der profanen und mystischen Liebe. Es handelt sich hierbei nicht eigentlich um ein neues Element, sondern eher um die notwendige Folgeerscheinung der Verschmelzung der andern drei. Aber in gewisser Weise scheint sich diese Charakteristik jenen zu widersetzen und sie zu verneinen. Es gilt, genau zu prüfen, in welchem Sinne sie jene verneint und in welchem Sinne sie jene vervollständigt und krönt.

Auf tausend Arten wurde die Liebe als Hingabe, Verschmelzung und Vermischung beschrieben. Verliebte und Mystiker sehen die Erfüllung ihrer Liebe im Akt der vollkommenen Vereinigung. Die »Union des Liebenden mit der Geliebten«, die Versenkung der gesamten Person des Liebenden in die geliebte Person scheint den Höhepunkt der Liebesbewegung vorzustellen.

Wenn wir aber dem wörtlichen Sinn der Begriffe Vereinigung, Verschmelzung, Union nachgehen, dann steht nichts der Liebe ferner als diese Aufgabe der eigenen Persönlichkeit und ihre Auflösung in Wirklichkeiten, die ihr fremd sind. Das stünde in offenem Widerspruch zu alledem, was wir bis dato gesagt haben. Die Liebe, so haben wir ausgeführt, ist Klarheit, Erleuchtung. In der Liebe wird das geliebte Wesen als mir verschieden erkannt, als besonders, einzigartig und persönlich. Andernfalls wäre die vollendete Liebe nichts anderes, als eine verfeinerte Form von Egoismus und würde nur zur eigenen Befriedigung gereichen. Die Liebe verlangt die gesamte Rettung und Achtung der individuellen Ausformung der Personen und Dinge, indem sie diese als mir nicht zugehörig, mir fremd und von meiner eigenen Person verschieden begreift. In diesem Sinne ist die Liebe keine Verschmelzung, Vereinigung noch Aufhebung der Grenzen.

Damit die »Union von Freund und Geliebtem« mit der Liebesbeziehung vereinbar sein kann, muss die Projektion des

eigenen Ich auf den Mittelpunkt der fremden Person so vorstatten gehen, dass weder der eine noch der andere die eigene und besondere Persönlichkeit verliert. Die Vitalität und der Überfluss an Innenleben erlauben, ja fordern von mir, dass ich aus mir herausgehe und mich restlos dem anderen schenke. Aber indem ich mit ihm verschmelze und mich im Mittelpunkt seines geistigen Lebens etabliere, muss gewährleistet sein, dass ich nicht aufhöre, derjenige zu sein, der ich bin. Ich *befinde* mich außer mir, innerlich verbunden mit dem anderen, aber ich *bin* ich.

Ausschließlich in diesem Sinne lässt sich die Vereinigung verstehen. Mehr noch: Ich kann nur versuchen, in einem anderen zu sein und mein geistiges Zentrum mit dem seinen zu verknüpfen, wenn ich mich deutlich von ihm abhebe. Andernfalls könnte ich mich nicht mit ihm verbinden, denn dann *wäre* ich er. Wir wären nicht zwei in einem, sondern nur einer. Mit Aufgabe der Persönlichkeit des einen und anderen wäre es schon nicht mehr möglich, dass sie zusammen wären. Die vollkommene Union käme in diesem Fall einer vollkommenen Auflösung gleich. So scheint die Union im buddhistischen Mystizismus und in gewissen Formen der romantischen Leidenschaft verstanden zu werden.

In der Liebesunion verorte ich mich im anderen, ohne aufzuhören, ich selbst zu sein. Ich verwandle mich gewissermaßen in ihn, verstehe, fühle und teile alles, was auch er fühlt und erlebt, ich platziere mich in sein Inneres. Dergestalt offenbart sich mir die Gesamtheit seiner Person mit allen Gefühlen, die ihn beschäftigen und verstören. Indem ich mich auf seinem Platz befinde, erscheint mir die Gesamtheit der Welt von seinem Blickpunkt aus, und ich verstehe, begreife und fühle alle seine Aktionen und Reaktionen, die vollständige Ausrichtung seiner Empfindsamkeit und seines Verhaltens, als wären es die meinigen. Was von außen betrachtet unverständlich und ab-

surd erscheint, zeigt sich dem liebenden Blick intelligibel und kohärent.

Anders ausgedrückt: Jede Person verfügt über eine persönliche, innerliche und unsagbare Welt. Gemäß dieser nuanciert und färbt sich die ganze Welt. Jeder besitzt eine eigene Art zu lieben und zu hassen, zu leiden und sich zu freuen, zu verstehen und zu träumen ... Was mich im Innersten bewegt, lässt möglicherweise einen anderen gleichgültig. Der Duft einer Nelke kann in einer Person die lebhaftesten Schmerzen oder die angenehmsten Erinnerungen auslösen. Der gleichgültige Blick sieht den Menschen der Menge als fast identisch mit dem Rest der Menschheit. Jeder Mensch trägt jedoch in seiner Brust eine ganze Welt. Der liebende Blick durchdringt und erhellt diese Welt. Das, was ein beliebiges Exemplar der Gattung zu sein schien, wandelt sich unversehens in eine Person. Schon nichts mehr an ihr ist banal. Ein Lächeln vermag mehr zu enthüllen als das Verhalten eines ganzen Lebens. Der intime persönliche Kontakt vervielfacht in jedem der Wesen, die sich lieben, den unerschöpflichen Reichtum ihrer Welt. Es ist schon keine einzelne Welt mehr, sondern zwei Welten in einer. Die ganze Welt bereichert sich und erlangt eine Tiefendimension. Zwei Welten verbinden sich und beleuchten durch ihre wechselseitige Aktion die geheimsten Winkel ihrer persönlichen Innerlichkeit.

Es wird mithin deutlich, dass, um die liebende Durchdringung zu vollziehen, um den anderen verstehen und erhöhen zu können, ich mich auf seinen Platz begeben muss, nicht auf den meinen, und das geschähe nicht, wenn wir wirklich zu einer einzigen Person verschmelzen würden. Die Liebe begreift seinen persönlichen Mittelpunkt nicht als dem meinen identisch, sondern erkennt ihn als allein ihm zugehörig, einzigartig und unübertragbar.

Nur so ist möglich, dass ich sein Sein bejahe, es als ein Ziel an sich und nicht als ein Mittel zum Zweck erkenne, dass

ich ihm Würde und Eigenständigkeit einräume und das Profil seines Lebens gemäß den höchsten Werten seiner Persönlichkeit strukturiere. Mit anderen Worten: Nur so ist es möglich, dass ich ihn vorbehaltlos und restlos achte, verstehe und begreife. Und allein durch dieses Verstehen wird das liebende Leben möglich.

In diesem Augenblick erlangen die vier Charakteristika, die wir gerade beschrieben haben, die Einheit einer vollkommenen Unabhängigkeit. Der Akt der Verschmelzung ermöglicht es, uns in einen anderen zu versetzen, außerhalb unserer selbst zu leben, in und durch andere, und damit dem anderen Sinn und Wert zu verleihen. Indem ich mich »außerhalb meiner selbst« stelle, vermag ich das Sein und den Wert der Personen und Dinge, die »in ihnen selbst« liegen, ihre wahrhaftige und authentische Wirklichkeit zu sehen. Die hierarchische Ordnung der Werte und ihre Gliederung setzt voraus und erfordert als unabdingbares Element, gemäß der Norm der höchsten Werte, die Befähigung, sich mit einem anderen zu verbinden, ohne dass sie aufhören, zwei zu sein. Dieses Zwei-in-einem-Sein und dieses Verschmelzen, ohne zu verschwinden, dieses In-mir-und-außer-mir-Existieren ist jedem Liebesakt wesenhaft.

Schließlich gilt es zu beachten, dass die Befähigung zur Hingabe, die Fähigkeit zu lieben, ihrerseits bedingt ist. Nur wer in sich selbst zu leben vermag, die eigene Persönlichkeit zu strukturieren weiß und sich selbst achtet und als Person wertschätzt, ist imstande, in einem anderen zu leben. Um wirklich »außerhalb seiner selbst« sein zu können, muss man zunächst »in sich selbst« sein. Die Verschmelzung setzt die Fülle und den Reichtum des eigenen Lebens voraus. Der Ausspruch: »Ich lebe, ohne in mir zu leben« macht erst Sinn, wenn ich zuvor wahrhaftig sagen konnte: »Ich will mit mir leben«. Erst, wenn ich in mir etwas besitze, das mir erlaubt, in mir selbst zu leben, in meiner radikalen Einsamkeit – »allein ohne

Zeugen dem Guten zu huldigen, das ich dem Himmel schulde« –, ist es möglich, dass ich mich auf einen anderen projiziere und in ihm eine geistige Person erkenne. In einem anderen zu leben, setzt den Besitz und die Fülle des eigenen Lebens voraus.

Natürlich nährt sich unser Leben auch in gewisser Weise von der Welt, und wir sind erst, insofern etwas in uns ist und wir in den Dingen sind. Es ist nicht leicht, die konkreten Termini der Liebesdialektik getrennt zu betrachten. Meine eigene Fülle kann ein Bedürfnis meiner Liebe sein. Ich muss mich selbst besitzen, um lieben zu können, und diese Voraussetzung erlange ich anhand der Liebe. Die Liebe verlangt Fülle. Aber die Fülle kann ihrerseits ein Werk der Liebe und der Hoffnung sein, die sie mit sich bringt. Ich brauche sie, solange ich liebe, und da ich sie brauche, kann ich gewiss sein, dass ich sie besitzen werde. Die Liebe wirkt in mir, verwandelt mich und fordert von mir die Verwirklichung der für sie idealen Bedingungen. Die Liebe ist kein Zustand, sondern eine dynamische Entwicklung. Aber um sie in ihre Fülle zu bringen, um den anderen zu fühlen und zu verstehen, muss man sich des eigenen Lebens und Wertes klar bewusst sein. Die Nächstenliebe verlangt die Selbstliebe sowie die Selbstachtung und Wertschätzung seiner selbst.

Mit anderen Worten: Der Dialog setzt die Innerlichkeit voraus. Um ein Gespräch führen zu können, muss man etwas zu sagen haben. Und da die Liebe hauptsächlich Kommunikation, Kommunion ist, verlangt und braucht die Vereinigung zu ihrem Gelingen eine perfekte Gegenseitigkeit. Um den anderen zu verstehen, muss man sich in ihn versenken. Und um in ihn eingehen zu können, muss er sich erschließen lassen, öffnen und hingeben. »Denn die einen Liebesgeheimnisse enthüllen die anderen, und daher kennen die Liebenden einander.« Und: »In den Geheimnissen des Freundes enthüllen sich die Geheimnisse des Geliebten und in den Geheimnissen des Geliebten die des Freundes« (Lull).

Andernfalls verharrt die Liebe im Zustand des reinen Strebens oder Bemühens, ohne jedoch die Fülle ihrer Vollkommenheit zu erlangen, und befindet sich damit in ständiger Gefahr, vernichtet zu werden. Um wahrhaftig zu lieben, muss das Innenleben dessen erfasst werden, den man liebt, und um das zu entdecken, muss es sein verborgenes Sein öffnen. Natürlich kann diese Öffnung auch auf eine ideale Weise vonstatten gehen. Wir können uns von einer Person geliebt fühlen, die uns in Wirklichkeit nicht liebt, und ich kann eine Person für offen halten, die sich mir tatsächlich nie geöffnet hat oder mich überhaupt nicht kennt. Alle Dinge und alle Personen sind in Wahrheit immer zumindest teilweise offen. Allein der überstiegenste Hochmut – im satanischen und kosmischen Sinne – vermag eine Seele zu verschließen. Damit ist klar, dass in diesem Extremfall eine Seele, die unfähig ist, sich zu öffnen und hinzugeben, der Liebe nicht würdig ist und sie ebenso wenig verdienen kann. Ihr ist jede Aussicht auf Gemeinschaft genommen. Daher ist der Ausdruck in allen seinen Formen – Wort, Geste, Zeichen, Mythos, Symbol ... – für die Liebe unabdinglich. Das ist der symbolische Sinngehalt des Gastmahls – des platonischen Symposions, des letzten Abendmahls –, bei denen es aufgrund eines vertraulichen Miteinanders, der Aussprache und des Dialogs zur Kommunion kommt. Für den hl. Franziskus wird die ganze Natur zu einer ungeheuren Kommunion. Es ist die Rede, das Wort, der Logos, der sich manifestiert und im *dia-logos* erkenntlich wird, sein Licht auf die Finsternis wirft und die Personen und Dinge in einer dialektischen Liebesharmonie verbindet. Daher verfügt das Herz über eigene Gründe und eine strahlende Beredsamkeit. Durch die Sprache des Herzens wird das Chaos zum Kosmos, erlangt Sinn und Wert, und ohne sie ist kein Dialog möglich. Und ohne Dialog kann sich die Liebe nicht erfüllen.

Einwürfe: das Phänomen der Ambivalenz

Um die Begriffe der vorangehenden Beschreibung deutlicher herauszuarbeiten, wollen wir ein paar mögliche und scheinbar augenfällige Einwürfe ansprechen und zeigen, inwiefern diese immer auf einen irrtümlichen Gebrauch des Wortes Liebe hindeuten.

Man könnte z. B. einwerfen, dass verliebte Personen sich häufig streiten und diese Auseinandersetzungen zu Haltungen, Regungen und Gefühlen Anlass geben, die sich von den von uns beschriebenen abheben und ihnen sogar radikal entgegengesetzt sind. Ein extremes Beispiel für die Wirkung anderer Phänomene auf das Bewusstsein und Leben der liebenden Person ist das bei Psychiatern unter dem Namen Ambivalenz bekannte Phänomen, in dem dieselbe Person für dasselbe Wesen zugleich Liebe und Hass empfindet und zwischen beiden Gefühlen schwankt, ohne sich für eins zu entscheiden, sodass schwer zu ergründen ist, ob ihre Handlungen und ihr ganzes Verhalten einem nachtragenden Impuls entspringen oder einer Liebesregung.

Das erlaubt uns, auf eine Bemerkung zurückzukommen, die wir zu Anfang geäußert haben und die unseres Erachtens wesentlich ist. Bei den »Streitigkeiten aus Liebe« oder, wie man zu sagen pflegt, aus »zu viel Liebe«, beispielsweise durch »Eifersucht« hervorgerufen, ist offensichtlich keine Liebe im Spiel. An diesen Situationen ist sie nicht nur nicht beteiligt, sondern entfernt sich und verschwindet. Ein Streit kann nicht als Moment einer liebenden Haltung angesehen werden. Genau das Gegenteil ist der Fall. Bestenfalls taucht die liebende Bewegung wieder auf. Aber es ist klar, dass sie einen Zusammenbruch erfahren hat. Nicht alles in der »Liebe« ist Liebe. Gelegentlich bringen sich »Liebe« und Hass gegenseitig hervor, fördern und ersetzen sich, ja sind sich in der primären Vitalität gleich. Aber in all diesen Fällen spricht man irrigerweise

von Liebe. Man begreift die Liebe als ein Element eines psychophysiologischen Prozesses und nicht als eine radikale Lebenshaltung. In der liebenden Bewegung, ganz gleich, wo sie sich zeigt, ist immer wechselseitige Durchdringung, Verstehen, Intelligenz vorhanden. Und es ist evident, dass in den hier angesprochenen Prozessen keine der Personen die andere begreift oder »versteht«. Die liebende Vereinigung ist durch eine wahre Verwirrung ersetzt worden. Man weiß nicht mehr, wo der Anfang und wo das Ende ist. Alles ist schon beliebig. »Die Welt ist aus dem Blick geraten«. Alles verschwindet, um der natürlichen gleichmachenden Energie, die blind und brutal ist, den Weg freizumachen. Dementgegen ist die Liebe Klarheit, Unterscheidung, Licht. In den hier angesprochenen Prozessen ersetzt eine Dunkelheit – eine tatsächliche Blindheit – das Licht und eine Wirrsal die Klarheit.

In der Tat, entgegen der Haltung, die die Liebe benötigt und bestimmt, handelt es sich bei den aufgezeigten Fällen um eine Gruppe komplexer Prozesse, um mehr oder weniger glühende Leidenschaften, die in allen Formen des liebenden Lebens auftauchen und es begünstigen, verstören oder behindern können, insbesondere in jenem Zustand, der vage als »Verliebtsein« bezeichnet wird, in dem es zu einer ungestümen Abfolge diverser psychophysiologischer Zustände kommt, die durch die mehr oder weniger intensive Färbung eines dominanten Gefühls gekennzeichnet sind. In diesen Prozessen, die gelegentlich in krankhafte Szenen umschlagen, zeigt sich mitunter das Ambivalenz-Phänomen. Das will nicht bedeuten, dass nicht auch die Liebe eine Rolle spielen kann. Es kann sogar sein, dass sie bei solchen Gelegenheiten zu Höchstleistungen angetrieben wird. Aber die Mängel dieser Entstehungsprozesse betreffen auf keine Weise die Art ihrer wesenhaften Konstituierung.

Jetzt wird man zugleich besser verstehen, warum die liebende Tätigkeit nicht auf die Phänomene des sexuellen Lebens

verkürzt werden darf, aber ebenso wenig auf ihre höchsten Ausdrucksformen, noch auf Nebenformen des Vergnügens bzw. mehr oder weniger idealisierte Komplikationen der libidinösen Neigung oder Lust. Es stimmt, dass in gewissem Sinne alles im Menschen sexuell ist. Daran besteht nicht der geringste Zweifel. Die Sexualität ist das Fundament des ganzen menschlichen Lebens. Ein neutrales Leben gibt es nicht. Aber in diesem Fall verwechselt man die Sexualität mit der ganzen Person und setzt sie mit ihrem Temperament und Charakter gleich; nicht aber mit dem, was in der Person spezifisch sexueller Natur ist.

Andersherum betrachtet ist ebenso klar, dass die Liebe in der spezifischen Beziehung zwischen Personen unterschiedlichen Geschlechts wirksam wird, und dabei die ihr eigentümlichsten, authentischsten Formen entwickelt. Schon bei Platon fand sie hierin ihre radikalste Manifestation und noch ihre höchsten Verfeinerungen resultieren aus der unauslöschbaren Neigung, sich mit der Schönheit zu vereinigen. Der Geschlechtstrieb ist der Ausgangspunkt der sublimsten menschlichen Schöpfungen. Um so absurder ist es, ihn mit dem primären Instinkt der Reproduktion zu verwechseln. Die zartesten Äußerungen der Mystik sind zutiefst sexuell gekennzeichnet. Aber es besteht nicht die Notwendigkeit, dass die Liebe an den Geschlechtsbeziehungen teilhat. Liebe und Sexualität sind keine identischen oder parallelen Begriffe. Nicht alles, was geschlechtlich ist – ob sublimiert oder nicht –, ist auch voll Liebe, noch bezieht sich die Liebe immer in spezifischer Weise auf die Phänomene der Geschlechtsbeziehung. Alle Dinge des Universums können im Geist der Liebe betrachtet und verstanden werden.

Liebe, Verlangen, Vergnügen

Die Liebe ist kein Verlangen. Das Verlangen ist Mangel. Liebe ist Fülle. Nach etwas verlangen bedeutet, dass es einem fehlt. Dem Verlangen entspringt der Hunger, der das Leben zur Verfolgung und zum Besitz von etwas antreibt, das uns bislang fremd war. Die Liebe nimmt sich nichts vor, ersehnt nichts. Sie verlangt nichts. Sie gibt nur. In gewissem Sinne will sie alles und begehrt alles. Nichts will sie für sich. Alles will sie für die geliebte Person oder den geliebten Gegenstand. Sie beleuchtet seine höchsten Werte und nimmt daran teil, findet darin die Fülle und vollkommene Freude. Das Verlangen seinerseits wird durch den Besitz gestillt und kann in Überdruß und sogar Ekel umschlagen. Nichts hingegen vermag die Liebe zu stillen. Sie ist von Natur aus unersättlich. Die Personen oder Dinge enthüllen nie die grenzenlose Gesamtheit ihrer aktuellen und virtuellen Reichtümer. Daher entfacht die Liebe immer eine höhere Liebe. Das Verlangen kann gestillt werden. Die Liebe ist ewige Unbefriedigtheit. Und in der Unbefriedigtheit und dem Sehnen selbst findet die Liebe ihre größte Glückseligkeit.

Nichts ist absurder, als die Liebe mit dem Vergnügen zu verwechseln oder sie von diesem abzuleiten. Die Liebe erzeugt Wonne, aber auch Leid. In ihr ist Wonne enthalten, aber auch Schmerz. »Der Seufzer ist der Liebe näher als der Schnee dem Weiß« (Lull). Im liebenden Bewusstsein gibt es mehr Freude, aber auch mehr Leid. Das ganze Geistesleben wird kräftiger und intensiver. Das geliebte Wesen ist für den Liebenden der Quell glühendster Ohnmachten sowie heftiger Schmerzen und Enttäuschungen. Neben der Freude und dem Leid, den Wonnen und Schmerzen, ist die Liebe höchste Glückseligkeit, Enthusiasmus, »Vergöttlichung«. Durch die Liebe werden wir zu Göttern, sagt der hl. Paulus, Bild und Abbild Gottes.

Mehr noch, das Vergnügen an sich ist nicht nur keine Lie-

be, noch entzündet oder fördert es diese, es stellt sogar die augenfälligste Verneinung der Liebe dar. Die Suche nach dem Vergnügen um des Vergnügens willen bedeutet, unter Verzicht auf eine Wertehierarchie aus den Personen Dinge zu machen und aus den Dingen schlichtweg Mittel, die im Dienst egoistischer blinder Wünsche stehen. Nichts ist der Liebe fremder, als aus den Personen und Dingen Werkzeuge des Vergnügens zu machen. Der Drang nach Vergnügung zerstört die Unterschiede und Nuancen. Im Gegensatz zur Liebe ist er in der Tat blind. Alles erniedrigt er auf die momentane Lustbefriedigung. Und ein Lustwerkzeug nutzt sich mit dem Gebrauch ab. Das Vergnügen löscht die Eigenheiten der Personen und Dinge aus und die Welt endet in »Staub und Asche«. Auf den Karneval folgt das »Memento«. Die ganze Welt verwandelt sich in die »Eitelkeit der Eitelkeiten«; im Gegensatz zur Liebe, die die Welt zum Höhepunkt ihrer möglichen Strahlung führt.

An dieser Stelle wird man einwerfen: Lässt sich denn nicht sagen, dass auch in den primären Akten der sensorischen Triebe – im Hunger, Durst etc. –, wo doch anscheinend auch ein Wert offenbart wird, Liebe vorliegt? Hier wird das Problem des Nutzens und seinem Wert gestellt, dem Lebenswert *par excellence*.

In dieser Frage liegt ein Missverständnis vor, das einer Klärung bedarf. In den weiter oben aufgeführten Handlungen kann tatsächlich in gewissem Sinne Liebe vorliegen. Und zwar in dem einzigen Sinne, in dem man bei ihnen davon reden kann, nämlich als Enthüllung eines Wertes.

Eine Sache ist, sich zu ernähren, eine andere und völlig verschiedene ist es, den Wert oder den Nutzen der Nahrung zu verstehen. Erstere ist Teil einer Kausalreihe, die der natürliche Instinkt begründet. Worum es sich hierbei auch im Einzelnen handeln mag, immer wird es etwas »Subjektives« sein, etwas rein Tierisches, in dessen Verlauf die Unterscheidung

zwischen Subjekt und Objekt verschwindet, sowie schlussendlich jeder Unterschied zwischen Subjektivität und Objektivität. Bei der zweiten Sache zeigt sich zwischen Subjekt und Objekt eine Welt mit einem mehr oder weniger begrenzten Horizont, und damit wird die Unterscheidung von Werten und Gütern möglich, und mithin die Achtung vor dem, was Werte und Güter besitzt und die Missachtung von dem, was sie nicht besitzt. Vor dem Subjekt taucht eine organische hierarchische Welt auf, an deren Hervorbringung auch die Liebe beteiligt ist. Die liebende Bewegung stellt hier, wie überall, die höchste, »objektivierende« Potenz der Welt dar. Sie schafft Abstand, Dimensionen und Bereiche, führt uns an die Dinge heran, trennt und unterscheidet uns davon. »Sie stellt jedes Ding an seinen Platz.«

Es scheint primitive Völker zu geben, die die reproduktive Funktion des Geschlechtsakts nicht kennen. Sie praktizieren den Geschlechtsakt, ohne über seinen Zweck Bescheid zu wissen. Die reine Animalität kennt nicht die nährenden Funktion der Nahrungsaufnahme. Es ist nicht dasselbe, etwas zu benutzen oder zu wissen, dass das Ding an sich nützlich ist, d. h. für mich oder die anderen nützlich ist bzw. für alle oder für einige. Für Ersteres sind weder Achtung noch Liebe notwendig, für das Zweite, also das Wissen um den Wert seines Nutzens, sind sie es wohl. Die Liebe ist nicht notwendig, um zu essen. Ebenso wenig um den Geschlechtsakt zu praktizieren. Sie ist es aber wohl, um »Nahrung« zuzubereiten und zu essen oder eine Geschlechtsbeziehung mit einer Person einzugehen. Wenn wir jetzt zur Frage des Vergnügens zurückkehren, dann wird deutlich, dass das Vergnügen keine Liebe ist, noch etwas mit der eigentlich liebenden Tätigkeit zu tun hat. Dementgegen ist klar, dass die Achtung des Vergnügens als Wert – als ein objektiver Wert, der für mich und andere gültig ist – ein mehr oder weniger hoher Akt des liebenden Bewusstseins ist.

Die Liebe setzt Objektivität, Trennung, Achtung, Ab-

stand voraus. Eine Person oder ein Ding achten, bedeutet immer, sie um ihrer selbst willen zu achten, als das, was sie sind, unabhängig von den Zufällen meiner subjektiven, unsteten und willkürlichen Wandlungen. Daher lässt sich das Vergnügen oder die Nützlichkeit genauso lieben wie die Gerechtigkeit oder die Schönheit, die Personen oder die Dinge, solange sie uns nützlich sind oder Freude bereiten. Das Vergnügen oder die Nützlichkeit haben nicht aus sich heraus Anspruch auf Liebe, sondern in Funktion der geliebten Wirklichkeit und in restloser Unterwerfung unter deren persönliches Profil und Ausrichtung.

Umgekehrt enthüllen sich Wert und Sinn der Wirklichkeit allein dem liebenden Bewusstsein und finden nur in dieser Wahrheit und Objektivität. Das liebende Bewusstsein ist kein Bewusstsein dessen, was in einem gewissen Augenblick auf willkürliche und zufällige Art für mich Wert besitzt, sondern die Enthüllung des Eigenwertes der Dinge, die aus ihrem eigenen Blickwinkel heraus betrachtet und anhand ihres eigenen Maßstabs bewertet zeigen, was sie wert sind oder durch sich und in sich selbst wert zu sein vorgeben, und daher für mich und für andere wert sind. Wenn ein Ding nur für mich Wert besitzt, und ich weiß, dass es nur für mich wertvoll ist, hat es selbstverständlich keinen Wert.

Es ist klar, dass die Werte, die Güter und die Achtung der sie besitzenden Personen und Dinge gewissermaßen von mir abhängen und, ungeachtet jeder subjektiven Haltung, letztendlich nichtig sind. Aber diese Abhängigkeit ist nicht exklusiv und zudem wechselseitig. Die Wirklichkeiten und Werte entstehen und entwickeln sich in der Kommunion der Liebesdialektik. Im Liebesdialog entsteht aus dem Chaos eine leuchtende Welt, in der die Personen und Dinge in dem Maße existieren, wie sie aus sich selbst heraus einen Wert entwickeln. Diese Betrachtung der Seinsformen für sich genommen, als Bestandteile ihrer eigenen Wirklichkeit und gemäß ihrem

Wert, gehört, wie wir gesehen haben, zu den Haupteigenschaften der Liebe. Anhand der kategorialen Funktion des liebenden Bewusstseins entsteht vor meinem Auge eine Welt, ein objektiver Bereich, in dem ich mich zurechtfinde und bewege, und nach dem ich alle meine Begehren und Wünsche ausrichte. Wenn dieser vollständig verschwände, würde das Universum als solches verschwinden. Alles versänke im Chaos einer elementaren Empfindsamkeit. Die Dinge fielen auf mich, vermengten sich mit mir und ich mit ihnen, der Unterschied zwischen ihnen und mir würde aufgehoben. In höchster Verwirrung würde die »Subjektivität« an ihre äußerste Grenze stoßen und zur Aufhebung der persönlichen Subjektivität und der objektiven organischen Klarheit führen. Alles würde auf den reinen Fluss der Empfindungen reduziert, also einen integralen Impressionismus. Das ist die Welt der Eidechse, die in der Sonne liegt.

Es mag tatsächlich Dinge geben, und es gibt sie wirklich, die nur für mich Wert besitzen, d. h. in Bezug auf mein persönliches Leben. Vielleicht besitzen sie alle im Endeffekt einen Rest unsagbarer Subjektivität. Aber selbst wenn dem so ist, verfügen sie doch über einen Wert. Selbst der individuelle persönliche Wert ist letztendlich »objektiv«. Die reine »Subjektivität« kommt der Vernichtung des Wertes und des Kosmos gleich, des Objekts und sogar des Subjekts. Ein Leben »ohne Objekt« ist im eigentlichen Sinne kein Leben, keine persönliche Erfahrung. Außerhalb des Lebens lägen Empfindungen, oder, wenn man so will, Atome. Alles, im Grunde. Das heißt nichts.

Die »reine Liebe«

Man wird zuletzt sagen, dass es die reine Liebe nicht gibt, dass man die liebende Haltung in ihrer ganzen Reinheit, so wie wir

sie gerade beschrieben haben, eigentlich nicht findet. Das ist sicherlich richtig, wobei wir hinzufügen müssen, dass das bestimmt niemand je ernsthaft in Frage gestellt hat. Nicht einmal Platon. Zu Recht vermuten heute einige Forscher, dass das, was man gemeinhin die »platonische Liebe« nennt, ursprünglich in Bagdad auftrat und zwar keineswegs in »reiner« Form. Es ist daher notwendig, dieses Missverständnis aufzuklären, das die »reine« Beschreibung, die wir weiter oben versucht haben, in ihrem Kern angreift.

Die reine Liebe existiert nicht. Das ist klar. Es gibt sie nicht in derselben Weise und Form, in der es die »Dinge« gibt. Es würde auch keinen Sinn machen, das Wort Existenz in beiden Fällen mit derselben Bedeutung zu verwenden. Aber in der Totalität der Welt, in der unser Leben verläuft, erscheint die Liebe als eine identische Wirklichkeit, weder größer noch geringer als die übrigen Elemente, die ihre reichhaltige Polychromie ausmachen. Und innerhalb der ungeheuren Komplexität des Lebens kann die Liebe ein grundlegendes entscheidendes Element darstellen, und sogar das grundlegendste und entscheidendste. Hinsichtlich ihrer Reinheit stellt die Liebe im konkreten Verlauf des Lebens ein ideales und abstraktes Moment unter anderen idealen und abstrakten Momenten dar. Die Liebe existiert im Leben genauso wenig wie die Kreise, Dreiecke, das Grün, das Angenehme, das Elegante, das Hohe und das Niedrige. Nichts existiert in Reinheit und Perfektion. Aber es gibt treffliche und gemeine Personen und Dinge, angenehme und unangenehme, elegante und unelegante, weiße oder grüne oder blaue ... Und es gibt Leben, die ganz der Liebe gewidmet sind.

Die Liebe sieht sich immer erschwert durch vielerlei psychophysiologische und physische Umstände, unter denen sich selbstverständlich das sexuelle Element befindet. Schon Platon hat die sexuelle Wurzel des liebenden Lebens herausgestellt. Diese Tatsache nicht anzuerkennen, wäre schlechthin kindisch

oder hieße den Kopf in den Sand stecken. Aber besagte Umstände sind nicht die Liebe, noch sind sie Teil ihrer wesenhaften Beschaffenheit. Sie werden uns mit oder in der Liebe gegeben. Sie sind nicht die Liebe, noch bestimmen sie sie. Ein Beweis dafür ist, dass diese Umstände und Komplikationen gleichfalls in Haltungen auftreten, die sich von der Liebe unterscheiden und ihr sogar entgegenstehen. Das haben wir hinsichtlich der Eifersucht und des Hasses, der Streitigkeiten und Gewalttätigkeiten »aus Liebe« gesehen. Nichts davon gehört zum eigentlich liebenden Bewusstsein.

Die reine Liebe ist also ein ideales Moment im Verlauf des Bewusstseinslebens und streng genommen im ganzen Verlauf des erotischen Lebens. Und ähnlich wie die Medizin sich mit Gesundheit und Krankheit befasst, das Gesetz mit Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, und die Religion mit Heiligkeit, so heben wir jetzt aus dem konkreten Verlauf des spontanen Lebens das abstrakte und zarte Moment der Liebe heraus.

Es gibt die reine Liebe also nicht. Auf der Welt gibt es nichts Reines. Aber die Dinge müssen mit Reinheit behandelt werden. Nur so werden sie uns klar. Das ist der einzige Weg, die unabdingliche »Klarheit und Unterscheidung« zu erlangen. Aus dem wirren Haufen der Dinge, die werden, wachsen, fließen und vergehen, versuchen wir, die reinen Elemente zu filtern und auszusondern, die die Struktur der Innerlichkeit ausmachen. Der Mathematiker analysiert und beschreibt säuberlich die Figuren und Zahlen, der Physiker ihre Kräfte und Kraftfelder. Auch das Herz verfügt über ihm eigene Bedürfnisse und Vernunftgründe. Diese säuberlich zu untersuchen – in gewissem Sinne *more geometrico*, wie Linien, Figuren und Flächen –, ist der einzige Weg, sie rational zu erfassen. Nur so kann man sich von der »Dunkelheit und Verwirrung« befreien, die immer den unreinen Dingen anhaften, die verworren im tosenden Strom der konkreten Existenz vorliegen. Mit anderen Worten: Allein auf diese Weise lässt sich versuchen, das

Phänomen der Liebe zu einer Wissenschaft zu erheben und eine Liebestheorie zu entwickeln.

Man wird vielleicht noch einwerfen, dass es nicht richtig ist, von der Liebe im Allgemeinen zu sprechen, so als wäre sie eine Eigenschaft, die in allen Liebesakten auf identische Weise vorkommen würde. In jedem Liebesakt wäre demnach eine spezifische Haltung gegeben, die gesondert untersucht werden muss. Die Vaterliebe ist nicht dasselbe wie die Liebe zur Wissenschaft, noch ist die Liebe zu einer Frau gleichzusetzen mit der Liebe zu Gott. Und sogar innerhalb eines jeden Typus hat jeder seine eigene Art zu lieben. Es sei daher nicht richtig, von der Liebe im Singular zu sprechen. Die Liebe ist eine plurale Wirklichkeit. Ein analoges Problem stellt sich beim Sein, nämlich das der Analogie und Univozität. Wie lässt sich das Sein unabhängig von den Seinsformen definieren? Jedes Seiende besitzt ein besonderes und spezifisches Sein. So ist es auch mit der Liebe. Jeder Liebesakt zeichnet sich durch seine irreduzible Besonderheit aus.

Ohne auf das Problem genauer eingehen zu können (das uns zur Wurzel selbst der Ontologie führen würde), scheint es unzweifelhaft, dass das, was trotz aller nicht zu verkennenden Unterschiede das eigentlich liebende Element in jeder erotischen Tätigkeit ist, die Liebe in ihrer Gesamtheit ausmacht. Andernfalls wäre die Verwendung des Wortes selbst schwerlich zu rechtfertigen. In Wirklichkeit gibt es die Liebe in ihrer umfassenden Vollkommenheit und Reinheit überall dort, wo es die Liebe gibt, also angefangen bei der Liebe zu Gott bis zu ihren dem sensorischen Leben nahestehenden Formen. Und außerhalb davon gibt es streng genommen keine Liebe.